

## Gazettchen

## Einsam

Eigentlich hatte ich es mir immer ganz angenehm vorgestellt. Man steht morgens auf, geht in die Küche, schmiert sich ein Brot, während die Kaffeemaschine läuft, macht sich kurz frisch und der Tag kann beginnen. Der Weg bis zum Büro ist ja dank Homeoffice nicht weit, und sollte man mal verschlafen, bringt man sein Frühstück einfach mit zur Arbeit. Das eigene Heim ist eine Oase der Ruhe, frei von jeder Ablenkung durch ständig klingelnde Telefone oder die geschwätzigen Büronachbarn, die von ihrem Wochenende oder anderen Banalitäten erzählen. Die Realität sieht aber anders aus. Denn irgendwie ist der Wurm drin: Die Arbeit fällt mir meist schwerer, statt wie

● Zum Arbeiten  
● ist es in meinem  
Büro zu still.

erhofft leichter. Das liegt nicht an einer mangelhaften Arbeitsausrüstung. Denn die Mindestausstattung fürs Homeoffice – einen Stuhl, einen Tisch, eine stabile Internetverbindung und einen Laptop – habe ich zu Hause. Und dank eines zusätzlichen Bildschirms steht mein Heimbüro dem auf der Arbeit in nichts nach. Es liegt auch nicht an meinen beiden Mitbewohnern – meiner Freundin und einem Belgischen Schäferhund. Sie schauen zwar, je nachdem, mal mit, mal ohne wackelnden Schwanz in meinem Büro vorbei, sorgen dadurch aber eher für Aufmunterung als Ablenkung. Denn zwischen Staubsauger, Kleiderschrank und Wäschekörben fühle ich mich in meinem Sechsqadratmeter-Zimmer ziemlich einsam. Zum Arbeiten ist es dort zu still, es fehlen die Dinge, die mich sonst von Zeit zu Zeit stören – die schallenden Telefone und die geschwätzigen Büronachbarn, die von ihrem Wochenende oder anderen Banalitäten erzählen. Wann sie aber in meinen Alltag zurückkehren, ist nicht absehbar. Deshalb gilt es, sich an die Bedingungen anzupassen. Vielleicht wirkt ja Hundegelb produktivitätssteigernd. Hoffentlich zeigen die Nachbarn Verständnis. Maximilian

## Polizeikontrollen

Die Polizei hat für heute die folgenden Geschwindigkeitskontrollen angekündigt: **am Vormittag** in Fohren (N17), Itzig (Rue de la Libération) und Sandweiler (Rue de Remich) sowie **am Nachmittag** in Esch/Alzette (Rue de Belval).



**Een Hæzer  
fir kriibskrank Kanner asbl**  
BCEE LU23 0019 1300 5151 6000

# Wenn der Alltag nicht alltäglich ist

Zwei Mitarbeiter aus dem Escher CHEM berichten von ihrer Arbeit während der Corona-Krise

Von Diana Hoffmann

**Esch/Alzette.** „Alles ist anders. Nichts ist, wie es mal war“, sagen Dr. Serge Meyer und Christian Schmitz, aus dem Centre hospitalier Emile Mayrisch (CHEM) in Esch. Sie gehören zu dem 20-köpfigen Team aus Ärzten und Pflegekräften, welches die Betreuung von Corona-Patienten vorbereitet. Unter normalen Umständen sind sie Onkologe und Abteilungsleiter der Palliativstation und Chemotherapie. Etwas wie die Coronapandemie haben die beiden aber noch nie erlebt. „Selbst mit einer schlimmen Grippe ist das nicht vergleichbar“, erklärt Serge Meyer, Koordinator der Krisenzelle des CHEM. In der Grippezeit würden vielleicht 20 bis 30 Personen im Krankenhaus von einem Pneumologen behandelt. Momentan sind es 41 Covid-19-Patienten, die im Escher CHEM betreut werden. Die meisten müssen aufgrund ihrer schlechten Lungenfunktion über eine Maske oder einen Schlauch mit Sauerstoff versorgt werden. Sieben der Erkrankten liegen auf der Intensivstation und müssen künstlich beatmet werden. Bei drei davon handelt es sich um Personen aus dem französischen Mulhouse, die in einem Akt der Solidarität der Regierung in Esch aufgenommen wurden. Etwa 20 Patienten konnten das Krankenhaus bereits wieder verlassen.

Um die Veränderung der Umstände von vor zwei Wochen und jetzt klarzumachen, zieht Christian Schmitz einen Vergleich: „Auf der Palliativstation wird versucht, den Patienten ein möglichst schönes Lebensende zu bereiten. Nun werden hier Menschen isoliert, die unter akuter Atemnot leiden, die Angst und Panik haben. Wenn wir die Zimmer betreten, tragen wir Schutzanzüge, samt Brille, Handschuhe, Mütze und Schutzvisier.“ Wo sich einst die Palliativstation befand, ist nun die Isolationsstation.

### Gebäudeflügel für Covid-Patienten

Um eine solche Isolation überhaupt erst zu ermöglichen, wurde im gesamten Krankenhaus umdisponiert. Seit Anfang Februar wurde versucht, eine möglichst große Anzahl der 368 Betten freizubekommen. Ein vierstöckiger Teil des Gebäudes wurde für Coronapatienten umgestaltet. „Auch die Zimmer mussten vorbereitet werden und die nötigen technischen Maschinen installiert“, sagt Christian Schmitz. „Selbst Zwischentüren wurden als Schleuse eingebaut und Ventilatoren, damit in den Zimmern mit den Infizierten ein Unterdruck erzeugt werden kann. So können keine Viren in den Rest des Gebäudes gelangen.“

Momentan steigt der Bedarf an Betten zwar noch langsam, aber dennoch konstant. 100 Betten stehen im CHEM für Corona-Patienten bereit. „Im Extremfall wäre aber auch eine Erweiterung denkbar“, betont Serge Meyer. Nicht infizierte Patienten könnten dann in die CHEM-Krankenhäuser in Dülédingen oder Niederkorn gebracht werden. Ein Szenario, das höchstwahrscheinlich eintreten wird.



Christian Schmitz (l.) und Dr. Serge Meyer rechnen damit, dass in Luxemburg in den Krankenhäusern das Schlimmste wohl noch bevorsteht. Foto: CHEM

Dass die Zahl der Toten anfangs nur langsam anstieg und selbst für drei Tage stagnierte, beruhigt die beiden nicht. Dies gebe eher ein trügerisches Bild ab. „Noch ist die Intensivstation in keinem Krankenhaus überfüllt. Aber das wird sich möglicherweise noch ändern“, befürchtet Serge Meyer. Dies aufgrund des Verlaufes der Erkrankung in Schüben.

Die Covid-19-Infektion bricht innerhalb von fünf bis 14 Tagen aus. Wenn die Infizierten ins Krankenhaus eingeliefert werden, haben sie oft bereits starke Symptome oder sie gehören zu einer Risikogruppe.

Häufig verschlechtert sich ihr Gesundheitszustand in den Folgetagen noch weiter. Eine Woche bis zehn Tage verbringen die Pa-

tienten im Schnitt im Krankenhaus, bis ihre Lunge wieder geheilt ist. „Ein Wundermittel gibt es noch nicht. Wir hoffen auf gute Resultate durch eine frühe Behandlung“, betont Serge Meyer. Gute Nachrichten von heute sind demnach kein Garant für gute Meldungen morgen.

### Warten und Bangen

Um eine bestmögliche Behandlung zu ermöglichen, musste zunächst das Personal vorbereitet und ausgebildet werden. Die Teams, die sich nun zusammenfinden, bestehen aus Medizinnern aus Bereichen wie Pneumologie, Gastroenterologie, Geriatrie, Onkologie oder Kardiologie. Vor Februar kannten sich viele nicht einmal und mit Infektionskrankheiten hatten nur die Wenigsten zu tun. „Wir haben alle zur Verfügung stehenden Mittel. So viel Solidarität unter den Angestellten wie jetzt habe ich noch nicht erlebt“, sagt Christian Schmitz.

Die Teams sind vorbereitet, die Ausstattung ist gegeben. Wie morgen aussieht, kann dennoch niemand sagen. „In etwa einer Woche erwarten wir eine Welle von Einlieferungen“, sagt Serge Meyer. Erst dann wird sich zeigen, ob die Maßnahmen der sozialen Isolation unter anderem durch die Schul- und Lokalschließungen geübt haben. „Ich kann nur hoffen, dass die Infektionswelle schnell abebbt, die Infizierten keine starken Symptome zeigen und die Bevölkerung eine Resistenz aufbaut“, fügt Christian Schmitz hinzu.

## Was auf Luxemburg zukommen kann

Eine Frage, die zurzeit wohl jedem auf der Zunge brennt: Wie geht es weiter? Wären in Luxemburg auch Zustände wie in dem stark vom Covid-19 betroffenen Italien oder dem französischen Elsass denkbar? Mit einer dermaßen hohen Anzahl an Toten und überfüllten Krankenhäusern?

„Bei der medizinischen Ausstattung sehe ich keinen großen Unterschied. Immerhin handelt es sich bei den betroffenen Ländern nicht um medizinisch unterentwickelte Länder“, präzisiert Dr. Serge Meyer. „Jedoch ist dort die soziale Isolation erst spät eingetreten.“

Im Vergleich dazu hat Luxemburg den Notstand früher ausgerufen und die Bevölkerung aufgerufen, zu Hause zu bleiben. Bis solche Maßnahmen jedoch greifen, vergehen rund drei Wochen. Außerdem hat es hierzu keine größeren Veranstaltungen gegeben, auf denen sich das Virus massenhaft verbreitet hat, wie das wohl im Elsass und in Bergamo der Fall war. „Das alles macht mir Hoffnung, dass sich das Virus hier

nicht so abrupt ausbreitet“, unterstreicht Meyer. Was aber nun kommen wird, weiß niemand. Noch ist es zu früh, um einen Trend zu erkennen. Wie viele Personen infiziert sein werden, lässt sich also lediglich schätzen.

Einige internationale Experten gehen davon aus, dass es bis zu 70 Prozent der Bevölkerung sein werden. Bei 80 Prozent der Infizierten wird die Erkrankung einen leichten Verlauf haben, etwa mit Husten, Schnupfen oder Fieber. 20 Prozent werden auf Sauerstoff angewiesen sein. Fünf bis sieben Prozent davon werden auf der Intensivstation künstlich beatmet werden müssen, so die Erwartung.

Wie sich die Pandemie entwickeln wird, könnte ein Blick auf das chinesische Wuhan zeigen, wo sie Ende Dezember ihren Ursprung hatte. „Dort hat wohl eine sogenannte Durchsuchung stattgefunden. Wir hoffen auch hier auf eine Immunisierung der Bevölkerung“, sagt Serge Meyer.